

# Vor hundert Jahren : 1839 - ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte

Autor(en): **Sommer, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 44

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649348>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Vor hundert Jahren

1839 — ein bedeutungsvolles Jahr der Schweizergeschichte

(Schluß)

Von Dr. Hans Sommer

Mit dem Ausbau der Staatsallmacht wurde aber die staatsfreie Sphäre etwas eingeschränkt. Wo viel alter Schutt wegzuräumen war, mußte nach der Meinung der liberalen und radikalen Staatslenker mitunter hart und rücksichtslos verfahren werden. Wohl erlebte Zürich dabei einen schönen wirtschaftlichen Aufschwung; allein den gemeinen Mann verwirrten die vom Großen Rat mit überstürzter Hast erlassenen Gesetze (1831 allein waren es deren 55!). Er wandte sich allgemach ab von den vielgerühmten Freiheitsideen, die in der Wirklichkeit oft eine so harte und ungewohnte Form annahmen; er fing an, die gute alte bürgerliche Tradition, das Bodenständige, Einheimische zu verteidigen gegenüber den aus dem Ausland bezogenen Ideen, er blieb insbesondere „fest auf dem Boden frommer Religiosität und schützte die Kirche gegenüber der modernen Naturphilosophie liberaler Freidenker“. Auf religiösem Boden entzündete sich denn auch der entscheidende Kampf.

Seit langem erregte die Reform des Volksschulwesens, die Thomas Scherr als Seminardirektor in Rüknacht durchführte, den Widerstand weiter Volkskreise. Klagen über den Eigendünkel und das unfkirchliche Verhalten der durch den fremden „Schulpapst“ verführten jungen Lehrer waren an der Tagesordnung. Berechtigte Kritik erhob sich auch gegen zürcherische Regierungshäupter, so gegen den schaffenskräftigen, aber betont unfkirchlichen Juristen Ludwig Keller.

Die schleichende Krise kam zum Ausbruch, als am 2. Februar 1839 der junge Tübinger Gelehrte David Friedrich Strauß als Theologieprofessor nach Zürich berufen wurde. Strauß war der Verfasser eines stark umstrittenen Buches über das Leben Jesu. Er vertrat darin die Auffassung, daß der Glaube mit der fortschreitenden Vernunft in Einklang gebracht und durch die sichtigende Kritik geläutert werden müsse. Also Vereinigung von Glauben und Wissen — ein Postulat der Aufklärungsphilosophie. Dementsprechend deutet Strauß in seinem „Leben Jesu“ die biblischen Wundergeschichten in bloße Mythen um. Christus ist für ihn ein Mensch, allerdings ein außergewöhnlicher, es gibt nur eine allgemeine Offenbarung in Natur und Mensch.

Die Radikalen erblickten in Strauß einen zweiten Zwingli, erhofften von ihm eine zweite, zeitgemäße Reformation. Von der zürcherischen Geistlichkeit und ihren Anhängern dagegen wurde die Wahl dieses schärfsten Vertreters der theologischen Kritik als Kriegserklärung aufgenommen. Sie entfesselte einen religiös-politischen Meinungskampf, von dessen Heftigkeit und Ausdehnung man sich heute kaum mehr einen Begriff machen kann. Während der kritischen Zeit erschienen etwa 68 Druckschriften zum „Straußenhandel“: Grundfägliche Erörterungen, Predigten, Lieder, Schmähschriften; vom Frühjahr bis in den Herbst hinein brachte zudem sozusagen jede Nummer gleichgültig welcher Schweizerzeitung irgendeine auf den Straußenhandel bezügliche Notiz. Im Zürichervolk mottete es immer bedenklicher. Von den Kanzeln und an Volksversammlungen erkönte der Ruf: „Die Religion ist in Gefahr!“ Ein „Glaubenskomitee“ verlangte gebieterisch, daß Strauß nicht nach Zürich komme. Erziehungs- und Regierungsrat mußten schließlich dem Drängen der Volksmehrheit nachgeben: Prof. Strauß wurde in den Ruhestand versetzt, noch ehe er seine Stelle angetreten hatte. Als die Regierung aber weitere Forderungen des Glaubenskomitees ablehnte und sich mit der Frage beschäftigte, ob nicht auf Grund des Siebnerkonkordats die Hilfe anderer liberaler Kantone — Berns vor allem — anzufordern sei, da stieg die Aufregung auf den Siedepunkt. Im ganzen Oberland heul-

ten in der Nacht vom 5. zum 6. September die Sturmglocken. Freitagmorgen, den 6. September, wälzte sich ein Strom Bewaffneter gegen die Hauptstadt, in der eben die eidgenössische Tagsatzung versammelt war. Unter Waffenlärm und den Klängen geistlicher Lieder rissen neue Männer die Macht an sich. Anderntags verkündeten Extrablätter die blutigen Vorgänge in Zürich. Wir lesen in der Beilage des in Bern gedruckten „Schweizerischen Beobachters“:

„Neuestes aus Zürich. — Es ist am 6. Bürgerblut geflossen. Unter Anführung des Bernhard Hirzel, Pfarrers von Pfäffikon, rückten 1500 bis 2000 Bauern bewaffnet, aus dem Bezirk Pfäffikon, in die Stadt Zürich ein, ebenso einzelne Schaaren aus einigen andern Theilen des Seelandes, eine von den Pfaffen und Aristokraten bis zur Wuth fanatisirte Masse. Die Regierung hatte nur die wenigen ungeübten Truppen der Militärschule und eine Abteilung Dragoner zum Schutz, sie verteidigten die Zeughäuser mit Muth und Geschick gegen die von Bernh. Hirzel, Rahn-Escher und Spöndlin angeführten Kotten, von denen ersterer im Namen Gottes, des Vaters, des Sohns und des heil. Geistes die Uebergabe des Zeughauses . . . verlangte. Acht bis zehn Bauern wurden erschossen. Hr. Regierungsrath Hegetschweiler, der von der Post nach dem Zeughause eilte, um zu vermitteln, erhielt einen tödtlichen Schuß in den Kopf. Herr Heß, Bürgermeister, befahl dann, das Zeughaus der Stadtwache zu übergeben. Die Aufriührer wählten eine provisorische Regierung, bestehend aus Altbürgermeister Muralt, dem Bürgermeister Heß, Hürlimann-Landis, Staatsrath Meyer und den beiden Sulzer. Die Kotten blieben in Zürich. Man fürchtet Mord und Plünderung. Die radikalsten Männer haben sich geflüchtet.“

Berehrte Leser, die eben aufgerufene Stimme aus dem Dunkel einer hundertjährigen Vergangenheit stimmt nachdenklich. Zweierlei hat sie uns zu sagen. Einmal: Jammern wir nicht zu sehr über die Unruhe und Ungunst der Zeit. Unsere Zeit ist wohl nicht schlimmer als frühere Zeiten. Dem Geschlecht um 1839 haben wir bei aller zeitgebundenen Unrast das eine, wesentliche, voraus, daß keine innere Zwietracht unsere Kraft lähmt. „Glücklich die Gefahr, die ein Volk aufruft zur Befinnung auf seine Sendung, auf seine geistige Größe, und auf seine Kraft“, durfte Bundespräsident Etter an der Augustfeier in Zürich 1939 ausrufen, und das Schweizervolk, das die Kraft des geschlossenen Willens in sich spürt, dankt ihm für dieses Wort. Ein zweites sagt uns das stürmische Jahr 1839: Männer und Frauen aller Partei- und Glaubensrichtungen, gebt euch das Wort, alles zu tun, was in euren Kräften steht, um blutige Auseinandersetzungen im Schweizerhaus für immer unmöglich zu machen. Dies schließt ein leidenschaftlich freies und freimüthiges Wort nicht aus, aber es schließt aus: Rechthaberei, Eigendünkel, Unduldsamkeit und Selbstsucht. Beherzigen wir, was Eugen Wylar in seinem trefflichen Buch „Sinn und Sendung der Schweiz“ sagt:

„Schweizer sein, heißt, sich als Mensch und Bürger vor einer gehäßigen und fanatischen Gesinnung hüten. Bleibende Werke werden nur durch die Liebe geschaffen.“

Schweizer sein, heißt, anerkennen, daß auch der Andersgesinnte nicht einfach ein Idiot oder ein Ungeheuer ist, und daß an seiner Meinung und Betrachtungsweise auch etwas liegt.

Schweizer sein, heißt, nicht übereinander leben, sondern nebeneinander und miteinander.“